

JOHN MCGURK

AUFSTEHEN, KILT RICHTEN, WEITER- KÄMPFEN

Wie das Drama
meiner Kindheit
zur Berufung
meines Lebens
wurde



Wohnzimmer auf die Couch. Er selbst blieb stehen, wirkte auf einmal fahrig und nervös. Dann sagte er mit zitternder Stimme: »Hört jetzt genau zu, was ich euch zu sagen habe. Eure Mutter ist abgehauen, weggelaufen!«

Entsetzen machte sich auf den Gesichtern meiner Geschwister breit und sie fingen an zu weinen.

»Ruhe!«, brüllte mein Vater. »Eure Mutter ist nach Irland gegangen. Aber glaubt mir, ich finde sie und dann kann sie was erleben.«

Das war genug für mich.

Ich sprang auf und lief aus dem Haus. Wieder einmal. Fort von meinen weinenden Geschwistern, meinem brüllenden Vater. Einfach weg. Laufen war damals meine Form des Protests und des Widerstands, auch wenn mir bewusst war, dass es nicht das Geringste an meiner Situation änderte.

Laufen ist immer noch meine Form des Widerstandes. Mittlerweile laufe ich nicht mehr vor Problemen davon, sondern ich laufe, um Probleme zu bekämpfen. Ich laufe für die Rechte von Kindern, die Ähnliches durchmachen wie ich damals. Ich laufe, weil ich weiß, dass Kinder nicht in der Lage sind, sich zu helfen. In allen Ländern dieser Erde, sogar in allen Städten dieser Welt gibt es schutzbedürftige und hilflose Kinder, die schrecklichen Umständen ausgesetzt sind, denen sie niemals ohne fremde Hilfe entkommen können. Genau jetzt in diesem Moment erleben Kinder Schreckliches. Und sie können nichts dafür. Deshalb laufe ich. Mit vielen tollen Menschen an meiner Seite habe ich das Ziel, diesen Kindern zu helfen.

Damals lief ich den ganzen Tag ziellos umher, bis es dunkel wurde. Ich fiel niemandem auf, mich vermisste auch niemand. Trotzdem kehrte ich am Abend nach Hause zurück, mit Seitenstechen und knurrendem Magen. Es war trotz allem mein Zuhause. Als ich die Tür öffnete, war es still. Aus unserem Zimmer war leises Schluchzen zu hören. Meine Geschwister lagen bereits im Bett. Mein Vater betrank sich im Pub und ich war froh, ihm nicht über den Weg laufen zu müssen. Ich legte mich ins Bett und starrte an die Decke.

Stille.

Zwischendurch nur ein Schluchzen und Schniefen meiner Geschwister. Dann wieder Stille. Ich glaube, für solche Momente wurde der Begriff »mutterseelenallein« erfunden. Irgendwann schlief ich ein.

In dieser Nacht hatte ich das erste Mal einen Traum, an den ich mich bewusst erinnern kann und den ich nie vergessen werde. Ich erwähne das, weil mich Träume seit dieser Nacht begleiten und sich wie ein roter Faden durch meine Geschichte ziehen. Sie haben mein Leben geprägt. Ich behaupte sogar: Träume sind dafür mitverantwortlich, dass ich noch lebe. Träume sind der Grund, warum ich nicht den allerletzten Funken Hoffnung verloren habe. Und Träume sind der Auslöser für all das, was ich aktuell mache.

Glauben Sie mir, ich bin wahrhaftig kein Traumtänzer. Kein Spinner, der leichtfertig etwas überinterpretiert. Ich bin auch kein Experte im Bereich der Traumdeutung und weit

davon entfernt, meine Träume und die dazugehörigen Auswirkungen zu verallgemeinern. Ich habe das harte Leben kennengelernt und war selbst am meisten überrascht, dass Träume einen so wichtigen Platz in meinem Leben einnehmen.

Ich werde im Laufe meiner Geschichte noch detaillierter beschreiben, wie genau ich meine Träume einordne und warum ich meinen Träumen einen so hohen Stellenwert zukommen lasse, für den Moment ist nur eine Info wichtig, um diesen ersten Traum richtig einzuordnen:

Träume sind für mich Wegweiser der Hoffnung. Visionen, die Wirklichkeit geworden sind – anders als ich es mir jemals hätte vorstellen können, aber sie haben sich erfüllt.

In meinem ersten Traum, in der Nacht nachdem uns meine Mutter verlassen hatte, erschien mir ein Engel. Er hatte weder Flügel noch trug er ein weißes Gewand. Ich weiß nicht mehr, wie er aussah und ob es ein Mann oder eine Frau war. Aber ich spürte, dass diese Person oder dieses Wesen eine Ruhe ausstrahlte, die ich bisher noch nicht erlebt hatte. Normalerweise machten mich andere Personen in meinem Umfeld nervös. Sie bedeuteten Stress, Gefahr und nur in den seltensten Fällen etwas Positives. Doch selbst wenn, ging von ihnen eine gewisse Hektik aus.

Dieses Mal war es anders. Ich spürte die Ruhe und es war, als ob mich der Engel auf die Stirn küsste, mein Gesicht streichelte und mir zuflüsterte: »John, mein Sohn, es wird alles gut!«

Neben der Ruhe spürte ich eine starke Vertrautheit. Ein warmes Gefühl durchzog meinen ganzen Körper und trotz aller Dunkelheit, die meine Seele umgab, spürte ich das erste Mal so etwas wie Frieden. Auch wenn dieses Gefühl nur bis zu dem Moment des Aufwachens anhielt, der Gedanke an meinen Traum gab mir die Kraft, durchzuhalten.

Der tägliche Trubel im Kampf ums Überleben ging weiter, doch erschwerend kam nun hinzu, dass meine Mutter, die sich sonst immer um unser Essen gekümmert hatte, nicht mehr da war. Dadurch hatten wir ein Versorgungsproblem, denn mein Vater veränderte seinen Tagesablauf nicht. Er ging morgens in den Pub und kam am Abend betrunken nach Hause.

In dieser ersten Zeit ohne meine Mutter erwies sich der Zusammenhalt in unserem Stadtteil als unsere Rettung. Als unsere Nachbarn mitbekamen, dass Mummy weg war, fütterten sie uns trotz ihrer bescheidenen Mittel mit durch.

Wir kämpften uns von Tag zu Tag durch und irgendwie gelang es uns, zu überleben. Unsere Mummy vermissten wir sehr. Ich weiß nicht genau, ob mein Vater meine Mutter auch vermisste oder ob er einfach sauer über ihr Verschwinden war. Wahrscheinlich eher Letzteres. Trotzdem bemerkte ich eine kleine Veränderung in seinem Verhalten. Mit der Zeit war er nicht mehr so schroff zu uns. Er schrie weniger und rastete nicht mehr wegen jeder Kleinigkeit aus.

Und eines Tages deckte er für uns sogar den Frühstückstisch. Das überraschte meine Geschwister und mich so sehr, dass wir erst einmal keinen Bissen herunterbrachten,

obwohl wir alle hungrig waren. Da ich die ersten Jahre meines Lebens keine Ahnung hatte, wie sich der liebevolle Blick eines Vaters anfühlt oder wie ein Lob in den Ohren eines Sohnes klingt, empfand ich dieses Frühstück als absolute Zuneigung. Ich hielt es für den Höhepunkt meiner Kindheit. Für einen Moment dachte ich: »Der Engel in meinem Traum hatte recht! Alles wird wieder gut! Mummy kommt wieder, wenn mein Vater jetzt sogar schon das Frühstück macht. Oder vielleicht ziehen wir zu Mummy nach Irland.«

Mein Vater bestärkte meine Hoffnungen, indem er uns Kinder noch am gleichen Tag darüber informierte, dass er nach Irland fahren würde, um meine Mutter zu suchen. Ich hätte fast vor Freude geschrien, denn nun würde tatsächlich alles gut.

Wurde es nicht. Im Gegenteil.

Mein Vater war noch nicht fertig. Er druckste herum. »Also, ihr Kinder könnt natürlich nicht mitkommen. Und alleine zu Hause bleiben könnt ihr auch nicht.«

Er machte eine Pause und atmete schwer ein.

»Also, ich werde euch ... Ich muss euch leider in ein Kinderheim geben.«

Stille.

Die Worte sickerten langsam in mein Bewusstsein. Eigentlich war es nur ein Wort: Kinderheim!

Mein Vater schob schnell nach: »Ich verspreche euch, es wird nur für eine ganz kurze Zeit sein. Dann hole ich euch wieder ab.«

Wieder Stille.

Dann brachen bei uns Kindern alle Dämme. Wir schrien und weinten durcheinander:

»Nein, Daddy!«

»Bitte nicht!«

»Wir wollen nicht in ein Heim!«

»Wir können auch alleine auf uns aufpassen. Bitte nicht! Nein!«

Ich hatte wieder den Impuls, wegzulaufen, aber mein Vater hielt mich dieses Mal am Arm fest und schrie uns an: »Hört auf! Hört bitte auf.« Ihm standen die Tränen in den Augen. »Ihr werdet morgen früh um zehn Uhr abgeholt.«

Damit schickte er uns auf unser Zimmer und schloss die Tür ab. Für diese Nacht engagierte er sogar einen Nachbarn, der sich vor unser Fenster stellte, damit wir nicht abhauten. Und diese Vorsichtsmaßnahme war tatsächlich notwendig, denn wenn es irgendeine Möglichkeit gegeben hätte, davonzulaufen, ich hätte es sofort getan.

Wir weinten so lange, bis wir vor Erschöpfung einschliefen. In dieser Nacht träumte ich nichts. Zumindest kann ich mich an nichts erinnern. Ich war wie betäubt und wünschte mir, nie mehr aufzuwachen.

Am nächsten Morgen hatte mein Vater wieder das Frühstück zubereitet. Er wirkte fahrig, hatte überhaupt nicht geschlafen und passte höllisch auf, dass niemand von uns abhautete. Immer wieder blickte er auf die Uhr. Wir redeten nicht mit ihm. Er zitterte am ganzen Körper und hatte seine liebe Mühe, nicht zusammenzubrechen.

Wir aßen alle keinen Bissen. Einige meiner Geschwister weinten noch immer. Oder schon wieder. Ohne Tränen, denn die waren längst versiegt. Auch wenn das, was wir Zuhause nannten, meilenweit von dem entfernt war, was andere Kinder glücklicherweise als normal empfinden, so gab es uns doch ein Stück Geborgenheit. Und das sollte uns jetzt genommen werden.

»Sie sind da!«

Mein Vater sah aus dem Fenster und klang fast erleichtert. Im selben Moment merkte er, dass es ein Fehler gewesen war, die Ankunft der Behörden- und Heimverantwortlichen anzukündigen, denn sofort war unser Kampfgeist wieder erwacht. Wir schrien und tobten. Die Angst vor dem Verlust unseres Zuhauses setzte immense Kräfte frei, und mein Vater hatte große Probleme, uns zusammenzuhalten.

Ich hörte Autotüren klappen. Es waren mehrere Stimmen, die zu uns ins Haus drangen. Meine Schwester Mary drängte sich in meinen Arm und flüsterte: »John, wir bleiben aber zusammen, oder!?!«

Der Satz ließ mich aufhorchen. Mir wurde plötzlich heiß und kalt. Daran hatte ich ja noch gar nicht gedacht! Würden wir alle zusammen in einem Heim unterkommen? Bisher war das für mich sonnenklar gewesen. Die Leute, die uns holen wollten, würden uns doch wohl nicht auseinanderreißen? So etwas Grausames konnte gar nicht passieren. Oder doch?

Wir hörten, wie mehrere Menschen die Treppe hinaufkamen. Einige meiner Geschwister schrien: »Daddy! Daddy!«

Die Tür ging auf und einige Männer stürmten in unsere Küche. Sie wirkten groß und bedrohlich. Einer von ihnen redete mit meinem Vater.

Die anderen versuchten, sich uns zu nähern. Wir wichen zurück und hielten uns an den Händen fest in der Hoffnung, dass uns so niemand würde trennen können.

Die Männer hatten Listen in den Händen und zeigten auf Einzelne von uns. Da begriff ich, dass wir tatsächlich nicht zusammen in ein Heim kommen würden, sondern dass sie uns trennen wollten. Ich versuchte, meine Geschwister zu schützen, drängte sie in eine Ecke, stellte mich mit ausgebreiteten Armen vor sie und mobilisierte meine letzten Kräfte. Ich schrie: »Daddy, wir wollen bei dir bleiben. Wir haben dich doch lieb! Bitte, hilf uns, Daddy!«

Die Männer vor uns wurden immer nervöser. Sie versuchten, uns auseinanderzuzerren. Ohne Erfolg. Sie redeten auf uns ein. Es wurde immer lauter und unübersichtlicher.

Ich suchte in dem ganzen Durcheinander mit meinen Blicken das Zimmer nach meinem Vater ab. Schließlich fand ich ihn, und als ich ihn sah, verschwanden auch meine letzten Kräfte. Er hatte sich in eine Ecke gekauert, die Arme um seine Beine geschlungen. Das Gesicht hatte er zwischen seinen Armen vergraben. Er wollte das Elend, das er selbst maßgeblich mit verursacht hatte, nicht mehr sehen.

Irgendwann gaben meine Beine nach, ich sackte nach vorn und wurde in letzter Sekunde von einem Mann der Behörde aufgefangen. Ich versuchte, mich zu wehren, schlug um

mich, aber es waren nur halbherzige Versuche, das Unvermeidliche aufzuhalten. Ich wusste nicht, ob ich meine Geschwister jemals wiedersehen würde. Selbst wenn mein Vater versprochen hatte, uns wieder abzuholen, er hatte sich noch nie an irgendwelche Versprechungen gehalten.

Ein Nachbar hatte sich zu den Männern von den Behörden und den Kinderheimen gesellt. Er teilte ihnen mit, wer wer war, denn in dem ganzen Durcheinander wusste niemand mehr so genau, welches Kind denn in welches Heim gebracht werden sollte. Die grausame Wahrheit war: Nicht einmal die Mädchen und die Jungen oder die Älteren und die Jüngeren sollten zusammenbleiben, wir würden alle voneinander getrennt werden.

Ich sah, dass der Nachbar Tränen in den Augen hatte, als er uns Kinder so verängstigt und aufgelöst sah. Selbst bei den Mitarbeitern der Behörden und der Kinderheime liefen Tränen die Wangen hinunter. Sie hatten in ihren Leben schon viele schlimme Dinge gesehen, aber die Wucht unserer Verzweiflung brachte sie völlig aus der Fassung. Mein Vater konnte das alles nicht mehr mitansehen. Er lief aus dem Haus, stahl sich davon und überließ uns Kinder einfach unserem Schicksal.

Mittlerweile hatten es die Männer geschafft, uns auf die Straße zu zerren. Sie versuchten, so vorsichtig wie möglich vorzugehen, aber das gelang nicht, denn wir wollten uns nicht voneinander trennen lassen. Deshalb wurden sie mit der Zeit immer grober.

Sie trugen jeden von uns zu einem anderen Auto. Es muss wie eine Massenentführung ausgesehen haben, und für mich war es das auch. Nur: Mein Vater hatte sie zugelassen.

Eine riesige Mensentraube hatte sich mittlerweile vor unserem Haus versammelt. So ein Schauspiel wurde selbst in unserer Gegend nicht oft geboten, und das wollten sich unsere Nachbarn nicht entgehen lassen. Die Stimmung war angespannt. Einige unserer Nachbarn begannen, die Behörden zu beschimpfen. Viele Frauen weinten und schrien.

Die Lage wurde immer brenzlicher, und ich merkte, dass die Männer es mit der Angst zu tun bekamen. Auch sie fingen an, zu fluchen. Sie wurden noch grober, schrien sich Kommandos zu und wollten so schnell wie möglich raus aus dieser Extremsituation.

Unsere Nachbarn wurden ebenfalls lauter. Sie schrien: »Lasst die Kinder los!« Einige nahmen Steine in die Hand und näherten sich mit drohenden Gebärden.

Nach einer gefühlten Ewigkeit saßen wir alle in verschiedenen Autos und die letzte Tür wurde zugeschlagen. Die Motoren heulten auf. Sofort drückten die Mitarbeiter der Behörden laut auf die Hupe. Das wirkte. Unsere Nachbarn wichen zurück.

Ich saß am offenen Fenster und versuchte, meine Geschwister in den anderen Autos zu entdecken. Es gelang mir nicht. Ein Mitarbeiter der Behörde setzte sich neben mich und redete auf mich ein. Er versuchte, mich zu beruhigen, und sagte dieselben Worte, die der Engel in meinem Traum benutzt hatte: »Alles wird gut.«

Im Gegensatz zu meinem Traum beruhigte mich das aber nicht mal annähernd. Ich drehte mich weg und weinte leise. Ich war mir sicher: Nichts würde jemals wieder gut werden!